Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur**

Band (Jahr): **4 (1922)**

Heft 24

PDF erstellt am: **28.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Schweizer Frauenblatt

Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Erscheint jeden Samstag.

Abonnementpreis: Für die Schweiz: Jährlich Fr. 6.00, halbjährlich Fr. 4.40, vierteljährlich Fr. 2.20. Bei der Post bestellbar 20 Cts. mehr. Für das Ausland wird das Porto zu obigen Preisen zugerechnet / Einzelnummern kostet 20 Cts.

Verlag und Expedition: Schweizer Frauenblatt H. G., Aarau, Bahnhofstrasse 43. / Telefon No. 61. / Postfachkonto No. VI/1441.

Insertionspreis: Für die Schweiz: Die einseitige Nonparzellenteile 30 Cts., Ausland 40 Cts., Restanten: Schwyz Fr. 1.50, Ausland Fr. 2.— per Zeile. Schiffsfahr 50 Cts. Keine Verantwortlichkeit für Platzierungsverpflichtungen der Inserate. / Inseratenfrist: Donnerstag Mittag.

Allmähliche Annoncen-Nachnahme: Dressl Füllig-Annoucen Zürich, „Zürcherpost“, Sonnenquai 10 (heim Bellecouple) und deren Filialen in: Aarau, Basel, Bern, Chur, Luzern, St. Gallen, Solothurn, Gené, Lausanne, Neuchâtel etc.

Nr. 24 Aarau, 17. Juni 1922 IV. Jahrgang

Aus den eidgenössischen Räten.

Bern, den 15. Juni.

Der Nationalrat hat die zweite Sessionwoche im Zeichen der Auslandspolitik begonnen. Der Bericht des Bundesrates über die Geschäftsführung des Politischen Departements in den vergangenen Jahren bot den willkommenen Anlaß zur Erörterung der verschiedenen brennenden ausserpolitischen Tagesfragen, als da sind unser Verhältnis zu Russland, die Haltung der schweizerischen Delegation in Genéa, und die Instruktionen für die Konferenz im Haag, zu der die schweizerischen Vertreter, die Herren Düringer und Zbinden bereits am Dienstag abgereist sind, und schließlich noch die viel umstrittene Rheinfrage.

Ein gewisses Mißbehagen über die Erfolge oder Mißerfolge der bisherigen Außenpolitik des Bundesrates und ein Entgegenkommen in die Stimmung gewisser nördlicher Volkskreise fanden ihren Ausdruck in einem Votum der Kommission, das den Bundesrat einlud, seinen Bericht über die Schaffung einer ständigen parlamentarischen Kommission für auswärtige Angelegenheiten den Räten noch in diesem Jahr zu erstatten.

Votulae und Interpellationen aus der Mitte des Rates leiteten sodann zur Besprechung der einzelnen Fragen über. Ein sozialistisches Votum Huber, mit dem sich schließlich auch die kommunistischen Votulae und Platten einverstanden waren, ladet den Bundesrat ein, Bericht und Antrag darüber vorzulegen, ob nicht die diplomatischen und die Handelsbeziehungen mit Russland wieder aufgenommen und im Interesse der schweizerischen Handels- und Industriezweige vom Bund finanziell zu unterstützen seien. Zur Begründung führte Herr Huber aus, daß Sowjetrussland der Schweiz viel näher stehe, als das arische Russland. Es sollte unser Land den Anschluss nicht verpassen, den jetzt so viele Länder im Hinblick auf die Vorbedingung für einen Austausch mit Russland bildet aber die Wiedereinnahme der diplomatischen Beziehungen. Man muß sagen, daß die Hinweise von Herrn Huber auf den wirtschaftlichen Verkehr mit Russland nicht eben überzeugend wirkten; vorerst wird sich unser Land wohl noch damit begnügen müssen, Hilfsexpeditionen in die Hungergebiete zu entsenden, anstatt Austausch zu treiben. Da das Votum aber der imperativen Form entbehrte, wurde es vom Bundesrat Motta als „wohlgemeint“ entgegengenommen und vom Rat ebenfalls erklärt.

In der Dienstagssitzung erfolgte sodann die Begründung der bereits in unserem letzten Bericht erwähnten Interpellation Reinhard über die Instruktionen der schweizerischen Delegation in Genéa und für die Konferenz im Haag. Der Interpellant befragt die schweizerische Delegation in Genéa das Recht, sich als Vertretung des Schweizervolkes auszugeben, da sie tatsächlich bloß eine Vertretung der kapitalistischen Klasse gewesen sei. Diese Behauptung wurde von der großen Mehrheit der Räte mit

Kopfschütteln aufgenommen. Bundesrat Motta lehnte es denn auch energisch ab, als Klassenvertreter in Genéa gewirkt zu haben; er orientierte sodann über die Instruktionen und ihre Ausführung in Genéa. Mehr als Herr Motta der Presse bereits bekannt gegeben hatte, kam im Ratssaal nicht heraus. Für die Konferenz im Haag gehen die Befürchtungen dahin, daß ein Kollektivabkommen der beteiligten Staaten im Hinblick auf die Beziehungen mit Russland anzufragen ist. Wird das nicht erreicht, so befällt jenes Land die Freiheit des Handels. Im Haag wird sich zeigen, wie die Schweiz in Zukunft vorgehen hat. Wenn Russland nicht gewisse Garantien bietet, so wird es unmöglich sein, Beziehungen mit diesem Staat einzugehen. Herr Reinhard verdankte die Auskunft über die Instruktionen, erklärte sich aber von der Stellungnahme des Bundesrates in Genéa und zum Problem der Stellungnahme im Haag als nicht befriedigt. Mit dieser Erklärung bereitete er niemanden eine Ueberraschung.

Ueber die Schaffung einer parlamentarischen Kommission für die auswärtigen Angelegenheiten sprach sich Bundesrat Motta nicht eben Hoffnung erweckend aus. Der Bundesrat wird am morgigen Bericht über die Sache erstatten, alleinst laut Bundesverfassung liegt die Verantwortung für die Auslandspolitik beim Bundesrat, während dem Parlament die Aufgabe einer Kontrollbehörde zufällt. Nach Ansicht des Bundesrates empfiehlt es sich nicht, die Verantwortlichkeiten zu vermischen. — Diesen Standpunkt des Bundesrates wird man kaum überlaten. Man sieht nicht ein, warum sich der Bundesrat darauf versteht, die Verantwortung für die viel angefochtene Auslandspolitik allein zu tragen, und man fragt sich, ob es nicht in seinem eignen Interesse liegt, eine Art Rückendeckung zu haben, sei es nun in der Form einer besonderen ständigen Kommission, oder in der Form der Beilegung der Geschäftsprüfungskommission, die mit der Materie vertraut ist. Die kommenden Jahre werden da vielleicht doch noch einen Vermittlungswechsel herbeiführen.

Die Rheinfrage rief namentlich die Vertreter der linken Partei auf den Plan — Meischer und Tanner kontra Gelpke — Der Bundesrat stellte einen hitzigen Spezialbericht über diese unauktuelle Angelegenheit in Aussicht; dieser wird erst den richtigen Einblick in die Sache und ein gerechtes Urteil gestatten. — Warte man also ab!

Der Nationalrat trat noch an die Beratung der Teuerungszulagen für das Bundespersonal pro zweites Halbjahr 1922 heran! — Diese zweimal jährlich wiederkehrende Behandlung derselben Angelegenheit gestaltet sich stets peinlich und im Grunde genommen eintönig. Nach hitzigen Auseinandersetzungen wurde heute Abend Eintritten beschlossen.

Recht ruhig wickelte sich das parlamentarische Leben im Ständerat ab. Die Neutralitätsberichte 17 und 18 wurden erlesen; dabei gab den lediglich die Maßnahmen des Volkswirtschaftsdepartements Anlaß zu Bemerkungen. Bundesrat Schuchthof nahm das in der Presse

betrifft Kreditabkommen mit Rumänien in Zürich; es ist weit besser als sein Ruf, hat es doch unserer Ansehlichkeit für circa 20 Millionen Franken zur Verfügung gestellt. Wenn wir in der Schweiz auf die vereinbarten Getreidelieferungen aus Rumänien warten müssen, so liegt das an den besonders verfallenen, nicht aber etwa an bösen Willen Rumäniens. Die Beratung des Handelsabkommens mit Spanien ließ den Groß der einheimischen Weinbauern über diese Vereinbarung in den Worten der Vertreter von Baad und Wallis aufstöhnen. Viel, viel lieber hätten die Säfte für den billigen spanischen Wein sein müssen, um den Devalve und den Neuenburger und den Walliser würdig zu schätzen! — Der Vertreter des industriellen Baselland verfocht demgegenüber die Interessen derjenigen Konsumenten, die auf den billigen „Ausländer“ angewiesen sind. — Das erstrenliche Gegenstück zu dieser Debatte bildete die Kenntnisnahme des Rates vom Zustandekommen der Wein-Initiative; in dem Heer von Jalen, das da aufbrachte, liegt eine kräftige Genüßlichkeit gegen den Alkohol in jeder Form“ als hinter den Weinzöllen!

J. Mera.

Ausland.

I. Poincaré in Straßburg.

(An.) Das Frauenblatt hat vor acht Tagen darauf verzichtet, das dreihündigste Mitglied der Regierung für „den auswärtigen Politik der Regierung“, auch nur zu skizzieren. „Der große Mann“ sagte in der meißerhaltenen Darstellung seiner nationalpolitischen Politik auch nichts wesentlich Neues. Dagegen machten wir heute aus einer anderen Rede Poincarés einige Sätze anführen, wie er sie bisher nicht in die Welt hinaus zu tun pflegte. Der Ministerpräsident hielt Sonntag, 21. März als Gast in Straßburg eine Rede an die „Vereinigung der ehemaligen Frontkämpfer“. Wir zitieren: „Hat nicht am 6. Mai die Frankfurter Universität mit Pomp das 50-jährige Bestehen der Straßburger Universität gefeiert, als ob die deutsche Einrichtung noch lebendig und nicht für immer durch das französische Institut ersetzt wäre! Während 48 Jahren hat Frankreich das elbische Volk leiden gesehen. . . . Wenn wir zu Euch kamen, sagtet Ihr uns: Wann wird uns Frankreich bereiten! Wir antworteten gar nichts, aber wir sagten: Gebuldet Euch! Wie können wir einen Revanchekrieg führen? Wir werden es nicht über uns bringen, eine verachtete Katastrophe zu entsetzen. Gebuldet Euch! Ein Tag wird vielleicht kommen, wo Deutschland, beseitigt von seiner Macht, sich dazu verstehen wird, uns anzugreifen. Dann wollen wir bereit sein, nicht nur zu widerstehen, sondern auch zu siegen, Euch zu befreien. Nur deshalb bleiben wir bewaffnet, nur deshalb haben wir Allianzen geschlossen. Habt Geduld! — Und Esch und Voehringer hatten Geduld. . .“

II. Das internationale Anleihekomitee in Paris, das wir in letzter Nummer am Schluß noch erwähnten, hat seitdem mit einem vorläufigen Spruch seine Arbeit abgeschlossen. Das ist das unpolitische Tagesgespräch, das zur Zeit die politische Welt beherzigt. Das Komitee (erste Finanz- und Bankgrößen aus Amerika, England, Frankreich, Italien, Belgien, Holland), sollte die Frage prüfen, ob und wie die Reparationsentscheidung Deutschlands durch ein internationales Anleihekomitee flüssig gemacht, „mobilisiert“ werden könne. — Schon lange hatte Deutschland, von den ihm auferlegten Reparationslasten erdrückt, nach einem Anleihen ausgedehnt, genauen, damit es Zeit bekäme, Atem zu schöpfen und sich einigermaßen erholen könnte. Es hatte sich an die „Bank von England“, das größte, maßgebende Geldinstitut Europas gewendet und den Bescheid erhalten: für ein Land in solcher Finanzlage und mit solcher Schuldenlast könne kein Anleihen aufgebracht werden. Jetzt nahm auch die Gläubigerin, die Entente, die Anleihefrage auf, weil alle doch gerne zu ihrem von Deutschland geschuldeten, aber nicht erhältlichen Gelde kommen möchten und namentlich Frankreich, wie ein durstiger Hirsch nach Wasser, nach seinem Out haben bei Deutschland schreit. So verrief denn die Reparationskommission das oben bezeichnete Finanzkomitee und betraute es mit der Anleihefrage.

Alles, die ganze Welt, dürfte in die Prüfung einbezogen werden, ausgenommen die „belehrenden“ Verträge, die transgibischer Forderung aus Folge nicht befristet werden dürfen. Und nun sehen die Finanzminister, prüfen und prüfen. Es ging ihnen aber wie der Bank von England. Von allen Seiten her stießen sie immer wieder auf den übergroßen Reparationsblock, worauf das „belehrend“ geschrieenen hand. Und sie überlegten sich, daß dieser Block, dieses „belehnd“ das Anleihen unmöglich mache. Da richtete das Komitee, von der Währungsbarkeit, Notwendigkeit einer Anleihe für alle Beteiligten überzeugt, an die Auftragsgeberin, die Reparationskommission, die Frage, ob das „belehnd“ abzulösen Charakter habe? Und die Kommission antwortete zu vielwortiger, gesundener Umkehrung, das Komitee solle die Freiheit haben, alles, was es nötig und zweckmäßig finde, in die Prüfung einzubeziehen. Es war ein Mehrheitsbeschluß aller gegen den Vertreter Frankreichs, dem Poincaré die Zustimmung verboten hatte. — Das Komitee durfte also prüfen. Aber nach noch einigen Tagen, wie es heißt, recht lebhaften Sitzungen, beschloß es, die Arbeit als einwilligen unwillig, ausichtslos abzubrechen. Warum? Weil die Verträge für entscheidende Beschlässe einstimmigkeit verlangen. Das Komitee begründete seinen Beschluß auf 31 englischsprachigen Seiten. Wir resümierten: Das erteilte Mehrheitsvotum kann uns nichts nützen. Frankreich, an der Reparationssumme mit 52 Prozent als Hauptgläubiger beteiligt, verweigert sie. Es würde auch den Grund der Mehrheitsvotumlast gestehen. . .“

Feuilleton.

Die weiße Mühle.

2) Novelle von Emanuel von Bodman.

Nachdem sie lang genug mit aufgetriebenen Keimen am Ständehof geblieben war, zog sie und im alten Weinstocksel Mandeln gezogen hatte, nahm sie gegen Abend die Angeln und suchte über den See nach dem Weiser, weil die Himmelslichter verdunkelte und schon einige große Tropfen auf die Wasserfläche fielen. Sie stellte sich in den Entschlafenen und wartete die Nacht aus. Im Verlauf einer halben Stunde hatte sie eine ganze Reihe glühender Korallen im Gras. Sie wachte dem Fisch, wenn sie ihn von der Schwärze genommen, geschickt mit dem Finger ins Wasser zu fassen, den Kopf zurückzuziehen und ihn so das Gewicht zu brechen, daß er nicht leidet. Der Müller kam einmal über den See gefahren und sprach aus dem Weinstocksel und daß er am Sonntag komme. Da hörten beide einen Anzeichen lang auf; die Klänge einer Handharmonika wehten herüber über das Wasser hin, wo noch einige Regentropfen in der Dunkelheit ihre letzten Kreise zogen. „Es ist in der Nachtstimmung“, sagte der Müller, „s wird der Mohnfeld sein. Seine ganze Gabe hat der Vater durch den Brand verloren, weil er nicht verstanden war.“ „Schad“, warf Frieda hin und schmeckte einen neuen Karpen ins Wasser. Dann packte sie ihre Fische ins Handnetz und ließ damit ins Haus, sollte den Veiher hervor und begann den Hof zu fressen.

Am Sonntag ging ein Geruch von besonders Wohlgekommenen in der Mühle um, nicht von

Wort; auf der alten Aufbaumkommode in der guten Stube lag ein Befehlszettel, groß wie ein Feuerzettel und weiß überzudert, wie wenn Neudrucke in den fernem Bergen gefallen ist. Die Wirtin trat für viertes Mal und hatte ihre große goldene Uhr dabei. Sie hatte die Uhr an sich genommen, Frieda hand am frühen Nachmittag frisch angehen in den Vorgärten, der rote Fisch amete ihr sein leuchtendes Atem entgegen. Bald wurde es ihr zu heiß und sie legte sich auf die Sofa hin, in den Scheinwerklampen las ein wenig und erlaubte dem Schweiß und netzgefachten Staro ihr zu fließen zu liegen, den Kopf tief auf die zottigen Polster gedrückt.

Eine gute Weile, nachdem im Dorf das dünne Geklänge der Kinderleere verklungen war, kam Philipp mit seinem Vater im letzten Wagen die Landstraße gefahren und bog in die Baubanten ein. Sie hörte wieder den Sand knirschen und ließ ihren Blick die einzelnen Baumstämme entlang kreisen. Die Lauben klatterten auf und freuten mit ihren gebänderten Flügeln schimmernd über dem Dach der Mühle und dem Wipfel des reichen Nadelbaums am Hofausgang, als der Wagen einfihr, hart am Freistein vorbei, der die Hausdecke schützte und wo sie als Kind so gern in der Sonne saß. Sie war aufstehend und begrüßte die Gäste. Philipp stellte die Weiltige bestimmt in ihren Vater, fragte übers Had ab und war keinen Vater, einem wohlgepflegten Mann mit dunklen Anzeckbart und großzügigen Handbewegungen beim Nistigen beifällig, dann überließ er das Pferd mit seinem weißen Flegelneß dem Knecht, der gerade aus der Stallung trat.

Die Gidentrepppe knarrte, als der Müller und seine Frau zwei Stufen hinabstiegen, um den We-

st zu empfangen und ihn in die Stube hinaufzuführen, wo auf der blauen, hellburchwirkten Tischdecke zwischen Sonja und Mutter das dampfende Kaffeekanne und der gewaltige Milchbottel anstarrten lag. Da gab es, der Sonne entgegen, eine gute Unterhaltung. Der Weinbändler in seinem Schmuck ließ trodene Worte wie Flüsse bringen, daß der Müller mehr als einmal den Hauch halten mußte. Der Sohn, sonst gern ein wenig feil dastehend, mit seinem bürchenmäßig geschüttelten überredigen Katerkopf, hob ein um das andere Mal die Hand vom Tisch, um sie nach Abgabe seiner Bemerkungen wieder nachlässig fallen zu lassen; danach sah er dann jedesmal Frieda, die neben ihm saß, mit freundlicher Würde an. Es wollte fast der Mutter scheinen, als ob sie heute an eine Note heller gestimmt sei, wie sonst am Sonntag. Sie ob und lachte mit und als Philipp im Gespräch mehrere Male auf ihre Hand wippte, ließ sie diese kleine weichtens ruhig liegen. Ja, sie wehrte sich sogar nicht dagegen, daß er sie in besonders großes Ansehen über das rechte. Der hing, das ihm ausgelehrt war; als er aber auch das linke geschmückt hatte und ihr ins Gesicht blicken wollte, wie sie nun ausläste, hand sie auf und machte sich zu schaffen.

Da wollte es die Dame des Sommertages, daß sie mit dem Kranzler aus Fenster trat. Hier pflegte sie sonst weniger oft hinauszugehen und es erschien neuer, als von der unteren Stube aus. Sie blieb stehen. Es mußte heiß sein draußen. Die Sonne im grünen Schattweiser schätzte im Hadelplatz trat aus dem Wipfel der Erlentische der Mohnstube und stand einen Augenblick lang lächelnd in seiner Jugendkraft schim-

mernd, bevor er ins Wasser sprang. Frieda schloß langsam ihr Blut feigen, härter, immer härter, bis es fast wie ein Gewissen an jene Nummer in ihrem Innern pochte worin sie so viel dachte. Schwer ging sie an den Tisch zurück, nahm unwillkürlich ihre Nadeln wieder ab und hatte ihre Oberarmen in der Ferne. Aber Philipp, nachdem er einmal begonnen hatte, um ihr Kopfputzchen herumzuschweben, das sie wie jede auf den Wellen hüpfen hatte, nur nicht rot über blau mit freiem gelbem Strich, wie viele, sondern eher unwillkürlich zu sitzen, wie das Wasser, ließ nicht ab, sie zu necken. Er nutzte sie, weil sie seinen Klirren in den Mund zu nehmen, während er die anderen ab, was ihm allerhöchste vorkam. Niemand merkte, was hinter ihrem gefrorenen Nadeln vorging und als sie plötzlich aufstanden und verschwandem war, fiel es nicht auf, einmal die Zeit gekommen war. Wein zu bringen. Zu erst ging die Mohn im Keller für die Reite holen, die bei der Stube dabei gefressen waren und in der unteren Stube saßen. Wieder herausgekommen begegnete sie dem Mohnstüber, der frisch vom Bad in den Stur trat. Sie mußte sich schamvoll an den Türpfosten lehnen und ließ schwer ihren Steifzug sinken. Der Mohnstüber, der den Wagen vor der Stalltür wohl bemerkt hatte, ließ vor ihr stehen, sah ihr mit seinem quellenden Blauaug, das den ganzen Sommerhimmel von der Alb bis zum See getrunken und ins Gesicht und frage bestimmter, ob ihr etwas fehle. Er drückte dabei verzerrt und hilflos, wie wenn er zu viel gefragt hätte, ein Wackeln annehmen und war fast froh, als sie den Kopf schüttelte und wie ein Wasser füll an ihm vorbei in die Stube lief, um den vollen Krug auf den Tisch zu stellen.

schließen die Zustimmung verlagern. Wir wollen und können Frankreich nicht zwingen. Aber bei Fortbestand der jetzigen Verhältnisse (ohne Berücksichtigung der Stimmen des Londoner Ultimatus von 1921) ist ein Anleihen für Deutschland unmöglich. Im übrigen konstatieren wir, daß rein finanziell betrachtet, der Gesamtwert für ein großes Anleihen zurzeit so geringfügig wäre wie noch nie seit dem Kriege. — Wir sind müde, die Arbeit nach drei Monaten wieder aufzunehmen, in auch jederzeit vorher, wenn mit einstimmen der Welt im Einklang stehen. — In Deutschland könnten die Verhältnisse bei Monate langer Versäumnis sich verschlimmern, und es könnte in dieser oder jener Hinsicht in drei Monaten leicht zu spät werden. — Wenn aber Deutschland in diesem mit freier Hand seine Finanzen neu ordnet, so könnte allenfalls ein kleineres, ein zehntausend durch die Alliierten selber aufgebracht und damit weitgehend einmündel Verhängnis geschaffen werden.

Am gleichen Sinne habe sich der Amerikaner Pierpont Morgan, die „Seels der Kommissen“, auch privatim geäußert; er würde wiederkommen, wenn nicht bald. Das Komitee hat also einigem Optimismus hinter sich gelassen. Was sagen die Betroffenen für einmal wieder enttäuschten Länder dazu?

Die „Frankfurter Zeitung“ sagt: „Der Bericht bringt Deutschland nicht die dringende nächste Hilfe. Aber der Anstoß will auf den ersten Anruf wieder zusammenkommen. Weltweit hat er die Gewißheit, daß das bald der Fall sein wird. Mit der Autorität der berühmten Sachleute wurde indes vor aller Welt festgestellt, daß Deutschland Kredite im großen Maßstab nur finden kann, wenn eine Reparationslast vermindert wird.“

Die französische Presse ist a. Z. enttäuscht. Die Werbung des Komitees ist doch wohl ein tauffähiger Helfer gewesen. Es sei fast ehrenrührig, daß ein solcher Beistand, der gegen Frankreich gerichtet ist und Deutschland in seinem politischen Überdasein bestärkt, in Paris gescheit werden konnte. In den Augen der Finanzleute ist Frankreich offenbar nur ein Wertpapier, das sie weniger interessieren als die deutsche Industrie. Die Schwung Frankreichs habe nur platonischen Wert. Das Komitee hätte die Reduktion der Reparationslasten ruhig beizubringen können, zur größeren Klarheit für den französischen Steuerzahler. Das „Echo de Paris“ erklärt einfach, die Bankiers hätten ein politisches Manifest verfaßt, das die Rechte Frankreichs verleihe. Frankreich werde zur Tagesordnung übergehen. Mehrere Blätter halten sich aber doch nachdenklicher. „L'Appel“: „Es muß angegeben werden, daß der Bericht für uns außerordentlich schwerwiegende Dinge enthält. Die Bankiers haben unsere Forderungen an Deutschland gemindert und erzwungen, von allen Seiten befristet und unbarmherzig festgesetzt, um ihren sehr mitleidigen Wert festzustellen. Die Schäden die 192 Milliarden auf einige 20 heruntersetzt. Diese Entschädigung durch internationale Finanzleute, unter denen sich anfruchtliche Freunde Frankreichs befinden, zwingt zum Nachdenken. Es darf nicht länger verheißt, in es muß einmal gründlich gefragt werden, daß die Vände am Clemenceau herum nach langen Verhandlungen zu einem ganz miserablen Vertrag gekommen ist. ... Der Vorkurs der Finanzleute, die ihr Urteil auf genaue Sachkenntnis stützen, läuft auf eine Verärgerung der Weltlicher Unterhändler hinaus, gegen die nicht appelliert werden kann.“

Ueber den Clemenceau-Frieden werden wir das nächste Mal noch einiges bringen aus dem Buche „L'Europe sans Paix“ von dem gemeinsamen italienischen Ministerpräsidenten Francesco Sittl.

Mme. Jules Siegfried

Der Bund französischer Frauenvereine hat einen schweren Verlust erlitten. Seine Präsidentin, Mme. Jules Siegfried, ist am 28. Mai nach schwerer Krankheit gestorben. Ihre Freundin und Mitarbeiterin, Mme. Avril de By, trat, widmet ihr in der „Französisch“ einen warm empfundenen Nachruf, aus dem hier einiges wiedergegeben sei. Mme. Jules Siegfried, sagt sie, war nicht nur eine Mutter, wie man sie sich besser nicht vorstellen

und das Besondere zu richten. Nach ging sie, als er sich hingelagert hatte und auch die runde Wangen mit dem Anrecht bahrer, wieder hinaus und wußte nur einen Blick durch die offene Tür zu werfen und wieder war es ihr, wie wenn die schwarzen roten Blüten der zwei Granatbäume davor noch röcher leuchteten, ähnlich wie in ihrer Andenkerzeit. Auch erachte die Treppe genau zu verträumen, wie damals, während sie mit den gebildeten Karpen darnach hinabschlief.

„Am, hast bald die Stühle?“ hinterle die Mutter. „Sichst du noch ein weißblinder?“ rief sie aus, brach aber rasch den Satz ab, in Eile, er möchte mißverständlich werden, war gemacht lücheln und fing an laut gramlos mit dem Philipp umspringen. Der wußte nicht, warum er war, und wollte ihn gehen, wie der Meister hätten doch unterschiedliche Tanten und man müsse vor ihnen auf der Hut sein, wenn man sie aber nicht zu straff an Mägel führe, gehe es schon. Und wenn er auch etwas betäubt war, daß nicht alles glatt noch Wunsch vor sich gehen wolle, so gab er doch letztendlich die Zustimmung auf und ließ sich seinen Karpen schmiden.

Er zog nunmehr die Mutter neben ihm und wehrte. Nach ihrer Rückkehr durch den Kankantengang konnte die Mutter nicht mehr in der frage ihre Tochter beim Hineingehen was sie in aller Welt auf einmal gegen den Philipp gemacht hätte, der es doch so gut mit ihr meine. Der Müller, der von drei Tanten, die über der Haustür im Gebälk hingen, eine nahm, um sie in sein Weizenrohr zu heben, hatte es gehört und bemerkte hämisch: „Für die muß ich mich ein Stück im Himmel gebeten sein.“ Frieda lächelte nur kurz und falt auf, aber nachher am Bett, wo sie an der Kühe stand, und einer blauen Wänterjungfer anah, wie sie um die Blüten hüfte, umfachte sie mit beiden Händen einen zarten, Geranien, schaute ihre Schenkel an und meinte heilig in den verneigenden Sommerabend.

(Fortsetzung folgt.)

len kann, sondern sie verkörperte auch das Ideal der sozialen Verantwortung und des französischen Feminismus.

Sie war die Tochter des Pfarrers Franz und lernte schon früh zu dienen. Nach ihrer Verheiratung zog sie nach Savre, wo sie sozusagen aufging, sich mit philanthropischen Werken zu befassen. Sie begnügte sich aber nicht damit, bei den bestehenden Werken mitzuhelfen, jede Initiative fand bei ihr ein offenes Ohr und eine offene Hand und ihr sind zu danken: la Ligue d'éducation morale, l'oeuvre de la chaussée du Maine, les villages, l'oeuvre du travail féminin, le foyer féminin, le Home des amies de la jeune fille, les maisons familiales de repos, und die école professionnelle d'assistance aux malades.

Niemand interessierte sich wie sie für die Arbeiterinnen, die Lehrlinginnen und Ladenmädchen, niemand trachtete wie sie, ihr Leben zu erleben und sie zu guten Menschen zu erziehen. Als sie im Jahre 1900 den Cercle du travail féminin eröffnete, der den Arbeiterinnen ein Restaurant, ein kleines Wohnzimmer und einen Les- und Schreibsaal bietet, da sagte sie aus tiefstem Herzen: „das wahre Glück ist doch, dasjenige der anderen zu fördern.“

So waren die Ferienaufenthalte für Arbeiterinnen auch ein Pflichterfüllen und sie freute sich jedes Jahr zu wissen, daß dank diesem Werke eine große Anzahl von Frauen und Mädchen Frieden auf dem Lande und am Meeresstrande genießen konnten.

Und ihre Liebe zu den Arbeiterinnen war es, die sie zur Frauenbewegung hinführte.

Schon 1889 gehörte sie zum Organisationskomitee des Congresses d'ouvrières et institutrices féminines, der in Paris abgehalten wurde, und einen Meilenferzug hatte. Als dieser Konvokanz 1900 zum zweiten Male abgehalten wurde, stand sie im Mittelpunkt der Vorbereitungen. Einige Monate später wurde der Bund französischer Frauenvereine gegründet, dem sie von Anfang an mit Leib und Seele angehörte. 1912 wurde sie an seine Spitze gerufen als Nachfolgerin von Mme. Sarah Monod und widmete ihm seither ihre beste Kraft. Dank ihrer Initiative und ihren Anstrengungen brachte sie es fertig, die Ideen der Frauenbewegung in Kreisen zu verbreiten, wo sie vorher nicht eingedrungen waren. Dazu dienten hauptsächlich auch ihre Vorträge, da sie eine ausgezeichnete Rednerin war. Selbstverständlich forderte sie das Frauenstimmrecht und war der festen Überzeugung, daß es bald kommen werde. Noch in den Tagen ihrer Krankheit interessierte sie der Kampf, den die Französinen jetzt führen.

Im internationalen Frauenbund wurde sie 1914 zur Vizepräsidentin ernannt.

„La vie est laide pour elle monke.“ pflegte sie zu sagen. Und sie ist immer aufwärts getrieben, aufwärts bis zum Tode.

Es hat schwer gestitten in den Kriegsjahren in zahlloser Tätigkeit suchte sie ihrem Lande zu dienen. Auch sie hat persönliche Opfer gebracht, ihr jüngster Sohn fiel. Als man ihr die Trauerkunde brachte, sagte sie: „Nun kann ich die anderen besser trösten.“

Eine große Frau ist mit ihr dahingegangen, eine jener Frauen, die ein leuchtendes Beispiel sind für eine Nation und die mitteilen, daß es in der Welt wieder einen Schritt vorwärts geht.

E. S.

Was eine Engländerin über den Frieden sagt.

Als die Vorhandlung des internationalen Frauenbundes im Haag abgehalten wurde, war eine der öffentlichen Abendveranstaltungen der Friedensfrage gewidmet. Es sprachen 5 Rednerinnen, jede meinte es sicher ernst und gut, aber es war merkwürdig, so leicht es am vorhergehenden Abend gewesen war zu reden, als man vom Frauenstimmrecht sprach, so schwer schien es, wirklich interessant und wachend vom Frieden zu reden. Dies gilt nicht von der Rede von Mrs. Corbett Webb, aus der wir hier das Wesentliche wiedergeben. Freilich sollte man sie selbst hören, denn eine Rede ist doch stark beeinflusst vom We-

Das Namenlose.

Ich bin ausgeht in Dich, Ausgegangen in Dein Sein Und verschlungen in Dein Ich Wie das Blut dem heißen Wein.

Meine Lippe nennt Dich nicht, Namenlos bist Du mit namenlos und ein unbegreiflich Großer — Nur genant wie icheres Ich.

Ich ich magge mich in Duale und in tausend Wunden-Malen — Geiges Angst — Am Dein Aufschrei.

Und ich gebe mich Dir hin Wie das Blut sich gibt dem Wunde Und wie eine gläubig Blinde Bin bereit ich Dir und Deinem dunkeln Sinn.

Caroline Arnold.

Albert Steffen.

Wer den Vortrag gehalten hat, den Dichter Albert Steffen persönlich kennen zu lernen in seinen Reden, wird einen tiefen Eindruck empfinden seine Schritte als harmonische Aeußerungen seiner selbst. Wie eine gerade Linie zieht sich derselbe Gedanke durch die Romane, Dramen, Vellen, die er geschrieben hat: Die Verehrung des Menschewürdigen im Menschen. Überall finden wir Drang nach Erkenntnis, Sehnsucht nach Freiheit. Es ist, als ob sich der Dichter die klare Aufgabe gestellt hätte, in seinen Schriften das Gemenschliche, Verdönde, Einblasse im Leben aufzuheben mit der Ueberzeugung der Ueberwindungsfähigkeit, die in jedem Menschen ruht.

In der Proben, das sich fast in jedem Punkt in dieser Zeit bei abgemessenen Tiefsinn und der Zerrüttung stellt, ist das Verhältnis des Erwa-

den der Mederin, und Mrs. Sibbys Charme kann nicht wiedergegeben werden. Wir alle, begann sie, wünschen den Frieden. Und doch gibt es auf der ganzen Welt kein Land, das wirklich alles tut, was in seiner Macht steht, um ihn zu erhalten. Wie aber kann er erhalten werden? Wir dürfen vor allem nicht meinen, daß es die Regierungen sind, die ihn erhalten können. Sie können nicht wider die öffentliche Meinung gehen. Also ist es vor allem wichtig, daß wir eine öffentliche Meinung für den Frieden schaffen, und die müssen die Frauen machen. Dabei haben sie zwei Aufgaben, die eine ist, den Krieg zu vermeiden, die andere, die Erziehung so zu gestalten, daß der Geist der Völker ein anderer wird.

Es niht nichts, Positiv zu sein, wenn der Krieg einmal da ist. Dann zählen wir eben den Preis dafür, daß wir vorher saut und beuam waren.

Dämme müssen gebaut werden, ehe die Sturmflut kommt, wenn sie einmal da ist, so kann man keine mehr bauen.

Qualifikation und Krieg sind zwei Dinge, die sich ausschließen, denn der Krieg beruht auf dem Rechte des Stärkeren, die Qualifikation aber beruht auf dem Opferstimm.

Für uns stellt sich die Frage: Wollt Ihr denken, oder wollt Ihr sterben? Wir müssen uns einmal klipp und klar die Frage stellen. Ist tödliche Beteiligung seitens des andern eine gerechte Sache, wenn es doch als Wort gilt, wenn einer tötet, um eine persönliche Beleidigung zu rächen.

Wer hat den Krieg von 1914 begonnen? Alle und keiner. Europa ritzte eifrig und methodisch für den Krieg, und redete schüchtern und unentschieden für den Frieden. Die Tat aber folgte dem klaren Gedanken.

Der Krieg ist erwidrigend. Erniedrigend aber ist es, über ein unwilliges Volk zu herrschen, erwidrigend nicht für das Volk, sondern für den Herrscher.

Wenn wir 50 Jahre Frieden halten können, so können wir es für immer, wenn wir wollen.

Der Friede ist eine politische Frage, er ist die Frage der Begegnungen der Völker zueinander. Die Begegnungen der Völker sollte die Aufmerksamkeit jedes Bürgers zuzuwenden. Um diese Begegnungen besser zu gestalten, brauchen wir einen Völkerverbund, dem nicht nur alle Nationen sich anschließen können, sondern dem beizutreten sie angeleitet werden sollten.

Es dürfte keine Regierung mehr geduldet werden in irgendeinem Lande, die nicht mit ganzer Macht auf Abrüstung dränge. Und doch sind die Regierungen heute gar nicht von diesem Sinne erfüllt, denn es haben eine Million mehr Männer unter dem Waffen als vor dem Kriege.

Wir brauchen ferner ein internationales Schlichteramt. Wir brauchen aber auch eine Weltorganisation der Industrie, des Handels, der Finanzen, des Bankwesens, der Wissenschaft, der Medizin. Überall gilt es, Barrieren hinwegzuräumen. Solche Barrieren sind die Hölle, mit ihnen fällt ein schwerwiegender Kriegsgrund dahin. Wir müssen alle unsere Tore weit öffnen, damit jedes Land bekommt, was es braucht an Nahrungsmitteln und Rohstoffen. Wir sollten aber auch eine Preiskontrolle haben, die allen ausbeutenden Artiteln entgegentritt und die bewirkt, daß das in die Weltungen kommt, was die Völker einander näher bringt, nicht das, was sie gegeneinander aufbringt.

Vor allem aber müssen wir unsere Kinder erziehen, das sie lernen, was der Krieg bedeutet, daß sie erkennen lernen, wie wichtig es ist, daß die Eingetragten in der Welt gefördert wird, daß sie sehen, wie sehr ein Volk auf das andere angewiesen ist, wie sehr wir voneinander abhängen in den Dingen des alltäglichen Lebens. Wir müssen ihnen einen neuen Patriotismus beibringen, müssen ihnen zeigen, daß die Größe eines Landes nicht von den eroberten Quadratmetern abhängt, sondern von den geistigen Werten, die es schafft. Wer sind die Helden, die heute noch groß dastehen? Welche nicht die großen Eroberer, sondern die, welche der Welt zu einem Fortschritt verholfen haben, ein Grachus, ein Galtiel. Wenn wir unsere Söhne in diesen Ideen erziehen, so werden wir

sehen zum Kinde. Immer weniger Ehrfurcht bringen die Heranwachsenden den Eltern und Lehrern entgegen. Immer schwieriger ist es, Verständnis herbeizuführen. Das Leben der Jungen an den Allen und die ergebenden Eingetragten sind der Welt nicht mehr ein Jugend, die nicht verstanden wird und nicht verziehen kann, bietet schon eine große Tragik der Menschengehichte. Die ganze Dittlosigkeit, mit der ein solcher junger Mensch im Elternhause dastet, finden wir trefflich geschildert in Steffens erstem Buche: „Mit mir und Werfelde.“ Die Charaktere sind so recht aus dem Alltags gegriffen und fesseln und durch die Fülle genauer psychologischer Beobachtung. Wie oft spielt sich dies im Leben und um herum ab, daß der Vater den Sohn zu gewinnen sucht für den Beruf, den er selbst wählt.

Der Vater stehtlich ihm gegenüber und schling eine melancholische Heißhitz auf. Er murmelte laute Worte und sah hin, das Interesse des Jungen zu erwecken. Dieser sah von unangeführt und sah gerade die blasse Bezeichnung eines Gernies. „Aumäßig, erzieht, ich kann so etwas einfach nicht fassen.“ Die Angst packte ihn. Bald plaudern wir über solche Dinge, und er wird nicht nicht los, so interessiert es ihn. Er harzte voll Sprechten den Vater an und sich dabei ertrappend, sprang er auf und lief hinaus.

Welche Freude, welche Liebe sehen wir in der Seele des Sohnes, welche gute Absicht und doch welche Verhängnislosigkeit in der des Vaters. Denken wir an ein anderes Bild: Die Erinnerung Werfelchs an das Totenbild seines Vaters. (S. 14.) Ich weiß, fundamental hat er mich angehängt und gewöhnt, ich veränderte ihn. Er wurde ein Mensch.

Es ist hier die Bitte um Barmherzigkeit, die in dem Herzen des reifen Menschen wohnt und die Härte und Grausamkeit der Jugend, an der vorbei ergehen werden soll.

Im nächsten Buche über das Schicksal sehen wir, wie aus einem unglücklichen Kind ein Mann, ein Fremder gegen den Vater in sich, was

einst mit gutem Gewissen vor ihnen bestehen können.

Wir brauchen heute so notwendig den Frieden, um unser Leben neu einzurichten. Wenn wir uns fürchten vor Bolschewismus und Kommunismus, so brauchen wir vor allem einen internationalen Frieden, um eine soziale Neuordnung zu schaffen. Bolschewismus und Kommunismus wachen auf dem Boden der Unzufriedenheit, und diese Unzufriedenheit ist durch den Krieg ins Ungeheure gemach.

Aber der Friede, den wir wünschen, muß auf der Ehre, nicht auf dem Nützlichkeitssprinzip aufgebaut sein. Und diese Ehre, die vermittelt uns allein das Christentum. Wir alle beten ja: „Unser Vater.“ Und wir sind aber besorgt, daß wir nur so viel Vergebung erhalten werden, als auch wir vergeben.

Wir Frauen im internationalen Frauenbund müssen das Ideal des Friedens hochhalten. Schopenhauer, der große Frauenfeind, sagte über das Individuum. Er hat Recht damit. Aber wir freuen uns darüber, daß uns dies zum Wort gemacht wird. Und um dieser Sache willen, die uns höher zieht, als der Einzelne, treten wir für den Frieden ein.

E. S.

Internationale Frauengemeinschaft.

Am der Tagung des internationalen Frauenweltbundes in Christiania vor 2 Jahren haben die deutschen Frauen — es war kurz nach dem Frieden von Versailles — aus einem Gefühl schmerzlicher Forderung und Verbitterung nicht teilgenommen. Von sehr vielen nationalen Frauenorganisationen war dieses Fernbleiben der Deutschen damals sehr beklort worden. Man sahste eine empfindliche Lücke. Der unmaßige und harte Gedanke des Feminismus schien doch nicht jene Kraft zu haben, wie wir immer glaubten, um über alle äußeren Hindernisse und Verhinderungen, auch Enttäuschungen hinweg seine innere bindende Wirkung besapmen zu können.

Das war uns damals eine schmerzliche Enttäuschung. Empfinden wir doch allein schon bei unsern kleinen schwerfälligen Frauensammlungen immer wieder die Kraft dieses eintönigen Gedankens. Und nun sollte der feministische Gedanke in der allerdingst schmerzlichen Probe, welche der Wehrkraft ihm auferlegt hatte, versagen?

Wir waren deshalb gespannt auf die Stimmungen, die nach den Sitzungen des internationalen Frauenbundes im Haag zu vernehmen sein würden.

In unserer großen Freude und Genugtuung betonen um alle die Stimmungen, die uns aus Deutschland zu Gesicht gekommen sind, elumatisch, wie herzlich und aufrichtig die Freude gewesen sei, mit welcher die Deutschen auf dem internationalen Boden wieder willkommen geheißen und aufgenommen wurden. Die Kraft des feministischen Gedankens ringt an die Wunden, die bei Einzelnen in nie ganz erloschenen gewesen waren, die aber nun wieder in breiterem Maße aufzubrechen zu werden beginnen.

Dr. Gertrud Bäumer schreibt darüber in der jüngsten Nummer der Frau: Zweifellos wäre auch schon in Norwegen (also in Christiania) die allgemeine Stimmung durchaus bereit gewesen, und vielleicht sogar in einem ganz besonders betonten Sinne bereit — mit uns wieder auf gleicher Basis zusammen zu arbeiten. Die Frauen der verschiedenen Länder haben durch diese Begegnung zweifellos sich den andern internationalen Körperlichkeiten in höchem Maße überlegen gezeigt. Wenn man a. B. jetzt hört, daß sogar für den jetzt in Genf bevorstehenden moralisierungskongress Belgien seine Mitwirkung verweigert hat, weil Deutsche ausgesetzt werden, kann man ganz ermaßen, was die Aufnahme bedeutet, die im Frauenweltbunde die deutschen Frauen ganz allgemein und ausnahmslos gefunden haben. Wir sind uns vor dem Kriege doch nicht ganz bewußt gewesen, was für eine moralische Kraft in diesen Frauenorganisationen der Welt und in ihrem Zusammenwirken und Verbundensein tatsächlich liegt. Und andererseits erfüllte die Gesamtheit die-

sen sehr schmerzlich berührte — auf einmal ging ihm auf, daß es davon kam, weil er Eigenheiten in sich wirksam fühlte, die ererbte waren. ... Er hatte in dem, was vom Vater kam, intuitiv tiefen Respekt empfunden.“

In der „Gemitteltank“ sehen wir die Verwendung der eigenen Persönlichkeit des Vaters in dem Kinde. Das eitle sich spielen wollen und das rücksichtslos sich aufdrängen. (S. 12.) „Der Maler konnte an Karl nur bilden, was sein gewöhnliches Ingeborn und Weinen nicht führte. Sogar das Leben verlor er einem dem Genie gefalteten des Unbesonnenheitens und Altschens an.“ (S. 14.)

In seinem Zimmer mag er nicht mehr sein, bloß weil sich dort ein Schrank befindet, woraus ich täglich zweimal oder dreimal Maßche hole.“

Essen geht, was das arme Hinterleben der Mutter, der Weg ist, das Leben, das nicht die Abneigung der Jugend an ernten. Unangeführt solcher schwerer erlebter Probleme stellt er in seinen Schriften. Jeder, der sich für solche Fragen interessiert, wird reiche Anregung in diesen Büchern finden.

Wenden wir uns nun den „Frangewalteten“ und dem Problem der Liebe zu. Wir finden drei verschiedene Darstellungen: Claudia (Die Seligheit vom Hilde), Lucia (Cynthia Mariana), Christine (das Viergeleit).

In Claudia ist die Frau gezeichnet, welche im Wesentlichen nicht über ihre Kindheit hinaus kommt. Sie läuft über das Leben hinweg und zeigt keine Probleme. Das Schicksal, das sie trifft, ist nicht wieder und verfallt ihm hilflos. Die Aufgaben, die das ideale Leben stellt, werden gelöst; als aber kein Verständnis, keine äußere Hilfe eintritt, ist die Seele unfähig, in der Sicherheit der eigenen Handlung zu ruhen und zu wachen, daß das Leben eben nicht gerecht wird dem, die ihre Liebe nicht abgeben können. Claudia muß sich das Leben. Wir sehen eine hohe reiche Liebesfähig-